

# MONSTER

ZUR ÄSTHETISCHEN VERFASSUNG  
EINES GRENZBEWOHNERS

HERAUSGEGEBEN VON  
ROLAND BORGARDS, CHRISTIANE HOLM,  
GÜNTER OESTERLE

IN VERBINDUNG MIT  
ALEXANDER VON BORMANN (†),  
GERHART VON GRAEVENITZ, WALTER HINDERER,  
GERHARD NEUMANN UND DAGMAR VON WIETERSHEIM

KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN

Johannes F. Lehmann

## Der Verbrecher als Monster?

Oder: warum Menschen Monster brauchen, Monster aber nicht

„Monster“ ist ein Wort. Man könnte auch ein anderes benutzen, zum Beispiel „Monstrum“ oder „monstre“ oder „Ungeheuer“ oder „Missgeburt“ oder „Missbildung“. Wenn man von Monstern redet, dann *redet* man. Das gilt zwar für alles Reden über alle Gegenstände, aber für die Rede von Monstern gilt es doch *a fortiori*. Spricht man von Monstern, steht die Unterscheidungsleistung des Zeichens, die für alle Bezeichnung unabdingbar ist, doch gewissermaßen im Vordergrund. Etwas „Monster“ zu nennen ist nicht nur eine Sachaussage, sondern zugleich dezidiert eine Zuschreibung. Sie will nicht nur etwas bezeichnen (den Tisch als Tisch), sondern eine Unterscheidung *setzen* (ein Monster ist kein Mensch, nicht normal, kein Mensch, kein Tier).<sup>1</sup> Unterscheidungen zu *setzen*, gerade da, wo sie verschwimmen, und das Nicht-Unterschiedene zu bezeichnen (und zu unterscheiden), ist der zentrale Zweck einer Monsterattribution. Jenseits der sprachlichen Unterscheidungen *zeigen sich* Monster als solche Wesen, auf die kein Zeichen passt. Derrida formuliert:

A monster is a species for which we do not yet have a name, which does not mean that the species is abnormal, namely, the composition or hybridisation of already known species. Simply, it shows itself [*elle se montre*] – that is what the word monster means – it shows itself in something that is not yet shown and that therefore looks like a hallucination, it strikes the eye, it frightens precisely because no anticipation had prepared one to identify this figure.<sup>2</sup>

Der Begriff „Monster“ ist damit immer zugleich ein performativer Metakommentar zur Monstrosität der Sprache selbst, nämlich ein Hinweis darauf, dass man sich nun in einem Bereich bewegt, in dem die üblichen sprachlichen Unterschei-

---

<sup>1</sup> Daher der Verneinungspartikel in den Übersetzungen von Monstrum: Un-geheuer, Missgeburt, Un-mensch, Miss-Mensch etc.

<sup>2</sup> Jacques Derrida: Passages – from Traumatism to Promise. In: Ders.: Points... Interviews 1974–1994. Hrsg. von Elisabeth Weber. Stanford 1995, S. 386. Vgl. auch ders.: Heideggers Hand (Geschlecht II). In: Ders.: Ge-schlecht (Heidegger). Hrsg. von Peter Engelmann. Wien 1988, S. 45–100, hier S. 53ff. (Hervorh. im Orig.). Derrida zeigt hier, dass das Wort „monstre“ auch mit „Zeichen“ übersetzt werden kann, und zwar mit einem Zeichen, das auf nichts zeigt und durch diese Abweichung von seiner „Normalfunktion“ selbst eine „Monstrosität der Monstration“ darstellt. Vgl. ebd., S. 55.

dungen überstiegen werden. Das Wort ‚Monster‘, so sieht es schon John Locke, hat keinen Referenten, sondern fungiert als bloße Konstruktion eines solchen und daher als Abwehr der Tatsache, dass es zwischen Mensch und Tier „mannigfache Zwischenstufen der Ähnlichkeit“ gibt:

Diejenigen, die glauben, sie hätten die Schwierigkeit gelöst, indem sie uns versichern, eine mißgebildete Kreatur sei ein *Monstrum*, verfallen in denselben Fehler, gegen den sie argumentieren; denn sie schaffen ja damit eine Art zwischen Mensch und Tier. Denn was ist in diesem Fall ihr Monstrum (wenn das Wort Monstrum überhaupt etwas bedeutet) anders als ein Etwas, das weder Tier noch Mensch ist, aber in gewissem Maße an beiden Arten teilhat?<sup>3</sup>

Locke bezweifelt demnach explizit, dass das Wort ‚Monster‘ überhaupt etwas bedeutet, da sein Zweck ja gerade sei, das Unbezeichnbare zu bezeichnen. Begriffslogisch betrachtet bezeichnet das Wort ‚Monster‘ immer zugleich das Versagen sprachlicher Unterscheidungen und Kategorien vor bestimmten (Un-)Wesenheiten. Locke verbindet das mit einer generellen erkenntnistheoretischen Sprachkritik, der gemäß uns oft „die Wörter und Arten in ihrer gewöhnlichen, uns vertraut gewordenen Bedeutung [...] täuschen“ und „hierin ein Haupthindernis für unser klares und deutliches Erkennen liegt.“<sup>4</sup> So zeigt Locke etwa, dass sich die gängige Praxis, das nicht Kategorisierbare zu eliminieren, d.h. Monstra zu töten<sup>5</sup>, in den Widerspruch verwickelt, das Mensch- wie das Monstrumsein allein auf die körperliche Gestalt zu gründen, obwohl doch eigentlich Geist und Seele die Kriterien bilden, nach denen Menschen von Tieren unterschieden werden. Der Begründung, „Aber das sind Monstren“, für die Praxis, missgestaltete Wesen zu töten, ‚Blödsinnige‘ aber nicht, liegt ein unklarer Begriff von Menschsein zugrunde:

Soll ein körperlicher Mangel ein Monstrum ausmachen, wenn ein Defekt im Geiste – dem weit edleren, und wie man gewöhnlich behauptet, weit wesentlicheren Teil – es nicht tut? Soll das Fehlen einer Nase oder eines Nackens eine Kreatur zum Monstrum machen und einen so Gekennzeichneten aus der menschlichen Gattung ausschließen, wenn es das Fehlen der Vernunft und des Verstandes dagegen nicht tut? Das hieße wieder vollkommen zu dem eben Verworfenen zurückkehren, alles auf die Gestalt

<sup>3</sup> John Locke: Versuch über den menschlichen Verstand in vier Büchern. Übersetzt und bearbeitet von Julius Hermann von Kirchmann. Bd. II. Buch III und IV. 4. Auflage. Hamburg 1988, S. 231. (Philosophische Bibliothek. Bd. 76)

<sup>4</sup> Ebd., S. 232.

<sup>5</sup> Vgl. ebd., S. 230. Zur Rechtspraxis und der Diskussion der Tötung von Monstra im 18. Jahrhundert vgl. auch Johann Heinrich Zedler: Artikel „Mißgeburt, Wundergeburt“. In: Ders.: Grosses vollständiges Universal-Lexikon. Bd. 21. Graz 1961, Sp. 486–492, hier Sp. 490. (Reprint der Ausgabe 1739)

begründen und den Maßstab für den Menschen lediglich in seiner äußeren Erscheinung suchen.<sup>6</sup>

Dass im Fall des Begriffs ‚Monstrum‘ die Unterscheidung zwischen Mensch und Tier nicht vom unsichtbaren Geist, sondern von der sichtbaren Gestalt hergenommen wird, verweist darauf, dass die Begriffsbildung hier vom affektiv Evidenten ausgeht. Der Schrecken über das Nicht-Unterschiedene und Nicht-Unterscheidbare im Feld visueller Gestalten soll mit dem Wort ‚Monster‘ gebannt werden (und die Praxis der Monstertötungen tragen). Was immer das Wort ‚Monster‘ bedeutet, es hat in jedem Fall einen hohen *affektiven* Gehalt. Es verweist auf die Gefühle, die angesichts der Tatsache entstehen, dass Unterscheidungen kontingente Setzungen sind, die auf diese Kontingenz hin beobachtbar sind, und die daher zugleich als Reflexionsbarrieren eben dieser Gegenbeobachtbarkeit fungieren.<sup>7</sup> Mit der Attribuierung ‚Monster‘ soll der Taumel und der Schwindel einbrechender Grenzziehung (etwa zwischen Mensch und Tier) still gestellt werden. Statt Wesenheiten, die die sprachlichen Unterscheidungen verwirren, zu einer Art zusammenzufassen und sie als Monster zu bezeichnen und zu töten, schlägt Locke umgekehrt vor, über die Sprache und das Zustandekommen ihrer Grenzziehungen nachzudenken.

Wenn es im Folgenden um den *Verbrecher* als Monster geht, dann geht es um die Frage nach der Bedingung der Möglichkeit einer Bezeichnung und Zuschreibung bzw. Metaphorisierung von Verbrechern als Monster. Beobachtet man den Einsatz des Wortes ‚Monster‘ (bzw. deutsch: ‚Ungeheuer‘) zur Bezeichnung von Verbrechern, dann geht es zugleich um die noch allgemeinere Frage nach den Tatsächlichkeiten und Möglichkeiten, *das Psychische* mit der Begrifflichkeit des Monstrums/Monsters und des Monströsen zu metaphorisieren. Bei Locke deutete sich die Problematisierung eines rein auf die körperliche Gestalt abstellenden Begriffs von Monstrum ja schon an. Ich werde daher im Folgenden erstens zeigen, wie das neue Wissen um die epigenetische Entwicklungslehre der entstehenden Biologie um 1800 die entscheidenden Voraussetzungen liefert, nicht nur körperliche Missbildungen, sondern auch das Psychische als Entwicklungsgeschichte und von da aus auch als monströs zu bezeichnen. Ins Zentrum rückt jeweils die Kategorie von Bildung im Sinne von Entwicklung bzw. Wachstum (I.). Vor diesem Hintergrund der epigenetischen Organismuslehre werde ich dann sehr kurz eine Metatheorie ästhetischer Monsterimaginationen der Moderne skizzieren, die das Monster an drei Schnittstellen zwischen organischem System und Umwelt ansiedelt: Nahrung, Sexualität,

---

<sup>6</sup> Locke: Ebd.

<sup>7</sup> Vgl. Peter Fuchs: Wer hat und wieso überhaupt Gefühle. In: Soziale Systeme 10 (2004) S. 89–110, hier S. 101. „Gefühl ist der Ausdruck (die Bezeichnung) für die mitlaufende Registratur des Sinnverlustes, der sich einstellt, wenn Wahrnehmungen durch Beobachtung auf Markierungen im Rahmen von Unterscheidungen reduziert werden.“ Das Gefühl baut daher „Nichtfraglichkeiten“ in die Kommunikation ein, es funktioniert „wie eine Reflexionssperre“. Ebd., S. 106.

Gefühl bzw. Kommunikation (II.). Im letzten Teil schließlich werde ich an Hand des Verbrechers Christian Moosbrugger aus Musils *Mann ohne Eigenschaften* zeigen, dass der Verbrecher hier gerade deshalb kein Monster ist, weil es die Haltlosigkeit und Kontingenz der sprachlichen Schnitte ins Wirkliche (ins Reale) sind, die Moosbrugger reflektiert und die er von Fall zu Fall mit Schnitten seines Messers ins Fleisch zu beheben versucht (III.).

### I. Epigenese – zur Metaphorologie psychischer Monster

Die Theorie der Epigenese, wie sie seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelt wird, verändert das medizinische Denken der Monstra entscheidend und stellt neue Möglichkeiten der Übertragung von körperlichen Missbildungen auf seelische Ungeheuerlichkeiten bereit. Anders formuliert: In der Entwicklung der Metapher vom psychischen Monstrum (resp. von psychischer Monstrosität) lässt sich eine Umstellung auf das epigenetische Paradigma erkennen.

Zunächst einmal und ursprünglich bezeichnet das Wort ‚Monstrum‘ aber allein die körperliche Missbildung. Medizinisch sind Monstra körperliche Missbildungen bzw. Missgeburten (und diese wiederum gelten bis hinein ins 18. Jahrhundert als Wunderzeichen und „Wundergeburten“<sup>8</sup> bzw. als „außerordentliche Wercke Gottes“<sup>9</sup>). Noch bei Krünitz heißt es entsprechend: „Monströs, ungestalt, ungeheuer. *Monstrum*, eine ungewöhnliche wunderbare Gestalt oder Sache, ein so genanntes Wunder, auch eine Mißgebur.“<sup>10</sup> ‚Monstrum‘ ist hier immer vorrangig ein Gestaltbegriff. Bei Zedler ist das Monstrum „eine natürliche

---

<sup>8</sup> Vgl. hierzu Urs Zürcher: *Monster oder Laune der Natur. Medizin und die Lehre von den Missbildungen 1780–1914*. Frankfurt a.M./New York 2004, S. 10. Zur Theorie der Monstra als göttliche Wunderzeichen vgl. Irene Ewinkel: *De monstros. Deutung und Funktion von Wundergeburten auf Flugblättern im Deutschland des 16. Jahrhunderts*. Tübingen 1995. Die Dokumentation der Flugblätter mit ihren Abbildungen (S. 291–397) zeigt eindrücklich, wie das Medium des Drucks die körperliche Miss-Gestalthaftigkeit der Monstra zur Schau stellt. Während im 16. Jahrhundert Fehlbildungen als „Wundergeburten“ bezeichnet werden und als „göttlich gesandtes Zeichen innerhalb der als weise Schöpfung verstandenen Welt aufgefaßt“ (S. 2) wurden, nennt man sie im 17. und 18. Jahrhundert „Mißgeburten“. Im Zeitalter der Repräsentation (vgl. Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M. 1994) sind Monstra nicht Zeichen unter Zeichen im Buch der Natur, sondern markieren eine Krise der von der menschlichen Sprache zu repräsentierenden Welt.

<sup>9</sup> Zedler: Artikel „Mißgebur“ (Anm. 5) Sp. 486. Zedlers Artikel heißt vollständig „Mißgebur, Wundergebur, Lat. Monstrum“.

<sup>10</sup> Johann Georg Krünitz: Artikel „Monströs“. In: Ders.: *Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft*. Bd. 93. Berlin 1803. Zitiert n. <http://www.kruenitz1.uni-trier.de> (Hervorh. im Orig.).

Geburt, die auf einige Weise von der Ordnung und Gestalt ihrer Gattung abweicht.“<sup>11</sup> Bei Adelung heißt es:

Das Mißgeschöpf, des -es, plur. Die -e, ein gutes im Hochdeutschen aber seltenes Wort, ein von der gewöhnlichen Gestalt abweichendes Geschöpf zu bezeichnen; im harten Verstande ein Ungeheuer, Monstrum.<sup>12</sup>

Von hier aus gibt es dann auch schon früh die Möglichkeit der metaphorischen Übertragung von körperlichen Gestalten auf Sachen, etwa wenn Pufendorf das Deutsche Reich ob seiner komplexen Verfassung, die die Anwendung der bestehenden Kategorien unmöglich macht, als ein Monstrum bezeichnet.<sup>13</sup> Oder wenn Pascal sogar den Menschen aufgrund seiner inneren Widersprüche ein Monster nennt:

Welche Chimäre ist denn der Mensch! Welche sonderbare Erscheinung, welches Chaos, welcher Gegenstand des Widerspruchs! Richter über alle Dinge, schwacher Wurm von Erde, im Besitz des Wahren, voll von Unge-  
wißheit, Preis und Auswurf des Universums! Wenn er sich rühmt, erniedrige ich ihn, wenn er sich erniedrigt, rühme ich ihn und widerspreche ihm immer, bis er begreife, daß er ein unbegreifliches Monstrum ist.<sup>14</sup>

Der Kern der metaphorischen Projektion von Körpern auf Verfassungen (von Staaten oder Menschen) ist auch hier das Unbegreifliche des Monstrums, das Zerschellen der Unterscheidungen und Kategorien an einem irregulären Wesen, dass es eigentlich – gemäß den sprachlichen Repräsentationen – gar nicht geben dürfte.

---

<sup>11</sup> Zedler: Ebd., Sp. 486. Zur im 18. Jahrhundert nicht durchgehaltenen Unterscheidung der Begriffe *monstrositas* (= natürliche Geburt) und *Monstrum* (= widernatürliche Geburt) vgl. Michael Hagner: Monstrositäten haben eine Geschichte. In: Ders. (Hrsg.): Der falsche Körper. Beiträge zu einer Geschichte der Monstrositäten. Göttingen 1995, S. 7–11, hier S. 8. Hagner weist zwar darauf hin, dass diese Begriffsunterscheidung auch bei Zedler selbst nicht durchgehalten ist, unterschlägt aber den oben zitierten Beleg, gemäß dem *Monstrum* gerade die *natürliche* Geburt bezeichnet. Entscheidend ist im jetzigen Zusammenhang, dass beide Begriffe sich auf die äußerliche Missgestalt beziehen.

<sup>12</sup> Johann Christoph Adelung: Artikel „Mißgeburt“. In: Ders.: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Bd. 3. Leipzig 1801, S. 223.

<sup>13</sup> In seinem 1667 unter dem Pseudonym „Severinus de Monzambano“ erschienenen Buch *De statu Imperii Germanici* stellte Pufendorf den Staatscharakter des Reiches erstmals in Frage, indem er es als ein „Mittelding“ zwischen „beschränkter Monarchie“ und „Föderation mehrerer Staaten“ bezeichnete und zeigte, dass die politische Ständeordnung des Reiches den Souveränitätsbegriff unanwendbar mache und die aristotelischen Kategorien Monarchie, Aristokratie oder Demokratie zur Beschreibung der Reichsverfassung untauglich seien: „Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als das deutsche Reich, wenn man es nach den Regeln der Wissenschaft von der Politik klassifizieren will, einen irregulären und einem Monstrum ähnlichen Körper zu nennen.“ Samuel Pufendorf: Die Verfassung des deutschen Reiches. Übersetzungen, Anmerkungen und Nachwort von Horst Denzer. Stuttgart 1994, S. 106f.

<sup>14</sup> Blaise Pascal: Gedanken über die Religion und einige andere Gegenstände. Aus dem Französischen von Karl Adolf Blech. Berlin 1840, S. 234.

Mythologisch sind Monstra ebenfalls körperlich nicht-normale Mischwesen und Ungeheuer, wie etwa der Minotaurus, der Kyklop, die Sirenen oder die Gorgo. Neben der ungeheuren körperlichen *Gestalt* ist hier das Moment des bösen Handelns mit impliziert, so dass sich im Anschluss hieran auch Metaphorisationen im Feld grausamer bzw. unchristlicher Handlungen, ja sogar im Feld des Seelischen finden. So bezeichnet Johann Sebastian Mitternacht in seinem Drama *Der unglückliche Soldat* (1662) nicht nur den Atheismus, sondern auch „Vorwitz“ und „Neugier“ jeweils als „Monstrum“<sup>15</sup>. Und in Johann Georg Rists *Irenaromachia* (1630) vergleicht sich der Kriegsgott Mars selbst mit dem „Monstrum aus Troja“<sup>16</sup>, weil er als Kriegsgott am liebsten in Blut badet und Opfer fordert. Dennoch: Die Belege für die Verwendung des Begriffs ‚Monstrum‘ als Metapher zur Bezeichnung für Seelisches sind, Suchmaschinen machen’s möglich, eher selten. Sehr häufig dagegen findet sich die deutsche Übersetzung von ‚Monstrum‘: Ungeheuer. Es ist begriffsgeschichtlich durchaus von Belang, dass es im Deutschen, im Gegensatz zum Französischen und Englischen, neben der lateinischen Form (*monstrum*) mit ‚Ungeheuer‘ eine deutsche Übersetzung gibt, die aber semantisch nicht deckungsgleich ist. Unter dem Namen ‚Ungeheuer‘ findet sich eine reiche Tradition einer Begriffsverwendung zur Bezeichnung grausamen, blutrünstigen, heidnischen, unmenschlichen, ja teuflischen Verhaltens. In Johann Rists *Das Friedejauchzende Deutschland* (1653) ist die Figur des „Ungeheuers“ ein „Wütherich“<sup>17</sup> und, wie im Vergleich zum „Monstrum aus Troja“, ebenfalls zwischen Mars und Teufel angesiedelt. Wie überhaupt im Barock Könige und Herrscher im Bildfeld tierischer und mythologischer Ungeheuer verortet werden. So etwa, wenn in Lohensteins *Cleopatra* (1661) diese zunächst als ein tatsächliches Ungeheuer, eine Giftschlange („sie schärfft auf unseren Arm schon Zunge / Gift und Zahn“) beschrieben wird und diese dann mit dem „Feuer“ von Cäsars Ehrsucht verglichen wird, das der Text auf „Ungeheuer“<sup>18</sup> reimt.

Während in der Barockliteratur politische Ungeheuer thematisiert werden, häufen sich seit dem Sturm und Drang – neben den auch weiterhin begegnenden politischen Ungeheuern – die Belege für die Verwendung von ‚Ungeheuer‘ als Schimpfwort angesichts verbrecherischen bzw. als widernatürlich klassifizierten Verhaltens allgemein. Etwa wenn Ugolino in Gerstenbergs gleichnamigem Drama zu seinem verhungerten Sohn Anselmo sagt: „Tiger! in deiner Mutter Bu-

<sup>15</sup> Johann Sebastian Mitternacht: *Der unglückselige Soldat und vorwitzige Barbirer*. In: Ders.: *Dramen 1662/1667*. Hrsg. von Marianne Kaiser. Tübingen 1972, S. 1–153, passim (z.B. S. 110, S. 111 und S. 120).

<sup>16</sup> Johann Rist: *Irenaromachia*. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Eberhard Mannack. 1. Bd. Berlin 1967, S. 2–123, hier S. 74.

<sup>17</sup> Johann Rist: *Das Friedejauchzende Deutschland*. In: Ders.: *Ebd.*, 2. Bd., S. 408.

<sup>18</sup> Daniel Caspar von Lohenstein: *Cleopatra*. Trauerspiel. Text der Erstfassung von 1661, besorgt von Ilse-Marie Barth. Nachwort von Willi Fleming. Stuttgart 1991, S. 126 (Hervorh. J.F.L.).

sen wolltest du deine Zähne setzen? Du greinst? Du bist deiner Mutter Sohn nicht, du Ungeheuer!“<sup>19</sup> Wenn bei Goethe Beaumarchais Clavigo sein Verhalten gegenüber Marie vorwirft: „Und warum, Ungeheuer! hattest du die Grausamkeit, das Mädchen zu Tode zu quälen?“<sup>20</sup> Wenn bei Lenz die Soldaten als Ungeheuer bezeichnet werden<sup>21</sup> und bei Iffland der Sohn, der seine Eltern ins Unglück stürzt undsoweiter. Faust nennt Mephistopheles mehrfach ein Ungeheuer wie überhaupt die Belege für den Satz: „Du Ungeheuer!“ seit Lessings *Miss Sara Sampson* Legion sind. Das mythologische Ungeheuer wird so familiarisiert (von Lessing über Iffland bis Freytag) und sexualisiert (von Lenz und Wagner bis Wedekind).

Man muss im Deutschen demnach mit dem Nebeneinander der lateinischen Form und ihrer deutschen Übersetzung rechnen.<sup>22</sup> Was für einen Unterschied aber macht es, ob metaphorisch von Ungeheuern oder von Monstra bzw. Monstern die Rede ist? Zu fragen ist, warum und in welchen Kontexten statt von Ungeheuern explizit von Monstern bzw. Monstra gesprochen wird. Bis Ende des 18. Jahrhunderts, kann man sagen, bezeichnet das Wort ‚Monstrum‘ in erster Linie eine nicht kategorisierbare *Gestalt*, während das Wort ‚Ungeheuer‘ zusätzlich das missgestaltete *Verhalten* solcher Wesen zum Ausdruck bringt. Während der Begriff ‚Monstrum‘, wenn er im Deutschen begegnet, den Konnex zur Medizin und zur Frage der unkategorisierbaren Mischwesen eng festhält, so greift das Wort ‚Ungeheuer‘ mehr auf die mythologischen Ungeheuer zurück, die hier immer zugleich als handelnde Wesen erzählt werden.

Fragt man nun im Deutschen nach Übertragungen des Begriffs ‚Monstrum‘ bzw. ‚Ungeheuer‘ auf das Feld von Verbrechen und Verbrechern, dann wird man

---

<sup>19</sup> Heinrich Wilhelm von Gerstenberg: Ugolino. Mit einem Anhang und einer Auswahl aus den theoretischen und kritischen Schriften. Hrsg. von Christoph Siegrist. Stuttgart 1984, S. 59.

<sup>20</sup> Johann Wolfgang von Goethe: Clavigo. In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hrsg. von Erich Trunz. Bd. 4. Dramatische Dichtungen II. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Wolfgang Kayser. München 1982, S. 260–306, hier S. 273.

<sup>21</sup> Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten. In: Ders.: Werke. Ausgewählt und kommentiert von Karen Lauer. Mit einem Nachwort von Gerhard Sauder. München/Wien 1992, S. 184–239, hier S. 238: „Ich sehe die Soldaten an wie das Ungeheuer, dem schon von Zeit zu Zeit ein unglückliches Frauenzimmer freiwillig aufgeopfert werden muß, damit die übrigen Gattinnen und Töchter verschont bleiben.“

<sup>22</sup> Dass die lateinische Form schließlich als Lehnwort im Deutschen die Form ‚Monster‘ annimmt, geht wohl auf eine Übernahme aus dem Englischen zurück, da das Lateinische *monstrum* hier mit ‚monster‘ übersetzt wird. Schon Georg Forster, wenn er von London aus über die gefräßige Presse spricht, die Taschendiebe zu Ungeheuern macht, tut dies unter dem Titel *The Monster*. Vgl. Johann Georg Forster: *The Monster*. In: Kleine Schriften zur Naturgeschichte, Länder- und Völkerkunde. Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. Werke in vier Bänden. Hrsg. von Gerhard Steiner. 2. Bd. Berlin 1969, S. 792–793. Gebräuchlich wird die Form im Deutschen aber erst im 20. Jahrhundert, vermutlich durch die Übernahme englischsprachiger Romane (Mary Shelley, Edgar Allen Poe) und Filme.

entgegen der Behauptung Foucaults in *Die Anormalen*, dass erst im 19. Jahrhundert die Ungeheuerlichkeit des Verbrechens mit der Verirrung der Natur in Verbindung gebracht wird,<sup>23</sup> doch schon vorher fündig. Es gibt Belege, dass bereits im 18. Jahrhundert Verbrecher als seelische Monstren oder Ungeheuer bezeichnet werden: einerseits, indem etwa tatsächlich das Wort ‚Monstrum‘ verwendet wird, wie etwa in Lessings *Hamburgischer Dramaturgie*, wenn er von der Corneille-Verbrecherin Kleopatra als „monstrum“ spricht:

Die Kleopatra des Corneille, die so eine Frau ist, die, ihren Ehrgeiz, ihren beleidigten Stolz zu befriedigen, sich alle Verbrechen erlaubt, die mit nichts als mit macchiavellischen Maximen um sich wirft, ist ein Ungeheuer ihres Geschlechts, und Medea ist gegen ihr tugendhaft und liebenswürdig. Denn alle die Grausamkeiten, welche Medea begeht, begeht sie aus Eifersucht. Einer zärtlichen, eifersüchtigen Frau will ich noch alles vergeben; sie ist das, was sie sein soll, nur zu heftig. Aber gegen eine Frau, die aus kaltem Stolze, aus überlegtem Ehrgeize Freveltaten verübet, empört sich das ganze Herz; und alle Kunst des Dichters kann sie uns nicht interessant machen. Wir staunen sie an, wie wir ein Monstrum anstaunen; und wenn wir unsere Neugierde gesättiget haben, so danken wir dem Himmel, daß sich die Natur nur alle tausend Jahre einmal so verirret, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Mißgeschöpfe für Menschen verkaufen will, deren Kenntnis uns ersprießlich sein könnte.<sup>24</sup>

Eine Naturverirrung, wie eine solche Frau, mag es zwar „nur alle tausend Jahre geben, aber da man sie nur als Monstrum anstaunen kann, ohne von ihr zu profitieren, hat sie auf der Bühne nichts verloren.

Auch in Gayot de Pitavals Erzählung von der Giftmischerin Brinvillier geht es um die fundamentale und widernatürliche Anormalität der Verbrecherin: „Die Seele, die so abscheulicher Verbrechen fähig sein soll, muß nothwendig von einem andern Zeuge, als die Seelen anderer Menschen sein.“<sup>25</sup> Zwar wird hier das Wort ‚Monstrum‘ oder ‚Ungeheuer‘ nicht verwendet, deutlich ist aber das Bestreben, die Seele der Verbrecherin als nicht-menschlich zu klassifizieren. In Schillers späterer Bearbeitung des Falles der Brinvillier dagegen fehlt dieser Satz. Stattdessen heißt es dort: „Es ist unglaublich, bis zu welchem Grad von Lasterhaftigkeit“

<sup>23</sup> Vgl. Michel Foucault: *Die Anormalen*. Vorlesungen am Collège de France (1974–1976). Aus dem Französischen von Michaela Ott. Frankfurt a.M. 2003, S. 109.

<sup>24</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Hamburgische Dramaturgie*. Hrsg. von Kurt Wölfel. Frankfurt a.M. 1986, S. 149.

<sup>25</sup> Gayot de Pitaval: *Erzählung sonderbarer Rechtshändel, sammt deren gerichtlichen Urtheile*. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil. Leipzig 1747, S. 331–390, S. 334. In Texten der *Causes Célèbres* über Mordfälle wird häufig „zur Kennzeichnung des Täters der Begriff *monstre* verwendet“. So Hans-Jürgen Lüsebrink: *Kriminalität und Verbrechen im Frankreich des 18. Jahrhunderts*. München 1983, S. 116. Dort auch weitere Be-

einzig herrschend gewordene Leidenschaft einen Menschen führen kann.“<sup>26</sup> Hier wird also gerade die Tatsache betont, dass ein *Mensch* dies tun kann, wenn eine Leidenschaft in ihm *übergroß* wird. Was um 1800 hinter solchen Formulierungen steckt, ist nicht die Entdeckung der Monstrosität aller Kriminalität, sondern ein neues Wissen über Monstra und dadurch ein neues Verhältnis von Monstren zum Wissen, ja Monstren werden erstmals systematisch und dezidiert zum Gegenstand wissenschaftlichen Wissens.

Bei Pitaval, wie auch noch bei Lessing, ist der Verbrecher als Monster etwas, über das man nichts wissen kann und aus dem man nichts lernen kann. Das Monster ist, wie auch Pascal sagt, „unbegreiflich“, weshalb es ja auch immer zu den Wundern gezählt wurde. Der korrespondierende Affekt zum Wunder ist demgemäß das Sich-Wundern bzw. das Erstaunen. Das Objekt der *Verwunderung* ist nach Descartes' *Les Passions de l'âme* weder ein Gut noch ein Übel, sondern allein die Erkenntnis des Gegenstands. In ihrer Steigerungsform als *Erstaunen* dagegen wird die Möglichkeit der Erkenntnis durchkreuzt. Das Staunen ist nach Descartes der Affekt der Nicht-Erkenntnis: Im Erstaunen nimmt man nur den ersten Eindruck eines Objekts wahr, „ohne darauf von ihm eine genauere Erkenntnis zu erhalten.“<sup>27</sup> Entsprechend thematisieren Locke und Leibniz das Problem des Monstrums als Testfall für die Erkenntnistheorie, als ein Problem des Zusammenhangs von Wissen und Sprache. Das Monster ist also zunächst kein Gegenstand des Wissens, sondern ein Gegenstand des Staunens<sup>28</sup> (und als solcher zugleich Medium des *Vorauswissens*<sup>29</sup>). Das Monster testet die Möglichkeiten des Wissens und der Sprache, outrierte Wesen unterzubringen oder aber dem Unverstandenen preisgeben zu müssen (als Wunderzeichen). Es führt die sprachlich gezogenen Grenzen an die Grenzen ihrer Fähigkeit, Erkenntnis über

<sup>26</sup> [Friedrich Schiller]: Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Nach dem Französischen Werk des Pitaval durch mehrere Verfasser ausgearbeitet und mit einer Vorrede begleitet hrsg. von Schiller. Dritter Theil. Jena 1793, S. 10.

<sup>27</sup> René Descartes: Die Leidenschaften der Seele. Französisch-deutsch. Hrsg. und übersetzt von Klaus Hammacher. Hamburg 1984, S. 115.

<sup>28</sup> Diesen Zusammenhang diskutiert auch Montaigne in seinem 30. Essay des zweiten Buches *Über ein mißgeborenes Kind*. Wir staunen über Missbildungen, weil uns ihre Ursache unbekannt ist, noch mehr aber, das ist das eigentliche Argument Montaignes, weil sie ungewohnte Erscheinungen sind. Es gibt auch viele gewöhnliche Erscheinungen, die wir nicht verstehen, über sie stellt sich aber kein Staunen ein. Da aber alles, was geschieht, von der göttlichen Vernunft und der Natur wohlgeordnet ist, schließt Montaigne mit der Aufforderung, „die abwegige Verblüffung“ abzuschütteln, „die uns bei ungewohnten Erscheinungen jedesmal überkommt.“ Michel de Montaigne: Über ein mißgeborenes Kind. In: Ders.: *Essais*. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett. Zweites Buch. Frankfurt a.M. 1998, S. 574–576.

<sup>29</sup> Mit den Monstra, so die verbreitete Auffassung der Frühen Neuzeit, wie sie sich etwa bei Paracelsus, Luther und Melanchthon findet, will die Natur eine Weissagung verkünden. Vgl. hierzu Maximilian Bergengruen: *Nachfolge Christi – Nachahmung der Natur. Himmliche und natürliche Magie bei Paracelsus, im Paracelsismus und in der Barockliteratur* (Scheffler, Zesen, Grimmelshausen). Hamburg 2007, hier S. 282–285.

Wirklichkeit zu garantieren. Über Monster selbst will man nichts wissen, man kann nur staunen oder sie töten.<sup>30</sup>

Im Zuge der Durchsetzung der epigenetischen Zeugungs- und Entwicklungstheorie der Organismen seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts<sup>31</sup> wird demgegenüber das Monstrum normalisiert und zu einem besonders fruchtbaren Gegenstand des Wissens. Wenn menschliche Lebewesen nicht am Anfang aller Zeiten von Gott präformiert worden sind (so die Präformationshypothese<sup>32</sup>), sondern als kontingente Neuschöpfung der Vereinigung von Samen- und Eizelle und der daran anschließenden Keimentwicklung (angetrieben von Bildungskraft) entstehen (so die Theorie der Epigenese<sup>33</sup>), dann sind Missbildungen besonders gute Wissensmedien zur Einsicht in die hier waltenden Entwicklungsgesetze. Das Monstrum wird zur Abweichungsvariante innerhalb des Normalen und so zugleich zum epistemischen Ding, zum Gegenstand des Wissens, das gerade, weil es abweicht, Auskunft gibt über das Normale.<sup>34</sup> Keine noch so widernatürlich scheinende Abweichung der Monstra sprengt – entgegen allem Anschein – die dem Organismus gezogenen Grenzen. Diese für die epigenetische Monstertheorie fundamentale Einsicht, die auf Arbeiten von Blumenbach (1778) und Kiehmeyer (1793) zurückgeht,<sup>35</sup> formuliert Johann Friedrich Meckel so:

---

<sup>30</sup> Das ist durchaus eine Alternative. Monster anzustauen ist doch eine Art und Weise, die Zugehörigkeit der Monstren zur Schöpfung anzuerkennen. Es waren die Nazis, die die Zurschaustellung von missgebildeten Menschen auf Jahrmärkten verboten, damit nicht mit „menschlichem Elend“ Geschäfte gemacht werden konnten. Die Formen menschlicher Exklusion sind vielfältig: Offiziell war „die Unterbringung der zur Schau gestellten Personen in Heil- und Pflegeanstalten nach den hierfür geltenden Vorschriften vorgesehen.“ So zu lesen im Berliner *8-Uhr-Blatt* vom 3.2.1938. Zit. n. Thomas Macho: Ursprünge des Monströsen. In: Kirstin Breitenfellner, Charlotte Kohn-Ley (Hrsg.): *Wie ein Monster entsteht. Zur Konstruktion des anderen in Rassismus und Antisemitismus*. Frankfurt a.M. 1998, S. 11–42, hier S. 16f.

<sup>31</sup> Vgl. hierzu instruktiv Helmut Müller-Sievers: *Epigenesis. Naturphilosophie im Sprachdenken Wilhelm von Humboldts*. Paderborn/München/Wien/Zürich 1993, hier S. 30–55.

<sup>32</sup> Vgl. ebd., S. 31.

<sup>33</sup> Vgl. ebd., S. 46ff.

<sup>34</sup> Das ist breit ausgeführt bei Zürcher: *Monster* (Anm. 8). Vgl. auch die knappe Darstellung der Geschichte der Teratologie bei Jean-Louis Fischer: *Leben und Werk von Camille Dareste 1822–1899: Schöpfer der experimentellen Teratologie*. Aus dem Französischen übersetzt von Johannes Klapperstück. Halle/Leipzig 1994, hier S. 98–122. Dass man Monster nicht nur anstaunen, sondern als Wissensmedien benutzen kann, begegnet zuerst bei Diderot, der etwa ein „monstre à deux têtes“ für ein Wesen hält, „das uns etwas Neues lehren könnte“, nämlich wie der eine Kopf über den anderen Betrachtungen anstellt. Vgl. Johannes F. Lehmann: *Der Blick durch die Wand. Zur Geschichte des Theaterzuschauers und des Visuellen bei Diderot und Lessing*. Freiburg 2000, S. 84.

<sup>35</sup> Vgl. Johann Friedrich Blumenbach: *Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte*. Göttingen 1781; Carl Friedrich Kiehmeyer: *Ueber die Verhältnisse der organischen Kräfte unter einander in der Reihe der verschiedenen Organisationen, die Gesetze und Folgen dieser Verhältnisse* [1793]. Tübingen 1814. Lange davor (1769/70) formuliert, allerdings bis 1830 unveröffentlicht, Diderot im *Gespräch mit D’Alembert* eine epigenetischen Theorie

Alle Mißbildungen bieten zwar eine Abweichung von der Regel dar, entfernen sich aber nie in einem solchen Grade von dem Normaltypus des respectiven Organismus oder Organs, daß sie aus der Reihe organischer Körper träten, in welche der Organismus, der sie hervorbrachte gehört.<sup>36</sup>

Vor diesem Hintergrund von organologischen Bildungsprozessen wird das Monströse als Fehlentwicklung aus dem Normalen heraus, etwa als Entwicklungshemmung<sup>37</sup> gedacht, die zugleich zu einem Überwachstum in einem Teilbereich des Organismus führt. Exakt dieses Modell ist es nun, das als neue Möglichkeit der Übertragung auf seelische Prozesse genutzt wird: So Lichtenberg, wenn er seinen Hang zur vorausbedeutenden Zeichendeutung (genau das war die alte Funktion der Monstra) zwar „in *menschlicher* Natur gegründet“, aber bei sich als „monströs geworden“ bezeichnet:

Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe und in einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Ich brauche es hier nicht zu beschreiben indem ich mich hier nur allzu wohl verstehe. Jedes Kriechen eines Insekts dient mir zu Antworten über Fragen über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik? Ist es aber nicht in menschlicher Natur gegründet und nur bei mir monströs geworden, ausgedehnt über die Proportion natürlicher Mischung, wo es heilsam ist?<sup>38</sup>

Und es ist wiederum exakt dieses Modell, gemäß dem Eichendorff den Selbstmörder Werther als Gefühlsmonster klassifiziert, indem er darauf hinweist, dass bei Werther „wie bei einer Strasburger Gans, das Gefühl auf Kosten der anderen

---

der Missbildung. Denis Diderot: Gespräch mit D'Alembert. In: Ders.: Über die Natur. Hrsg. und mit einem Essay von Jochen Köhler. Aus dem Französischen von Theodor Lücke. Frankfurt a.M. 1989, S. 105–107.

<sup>36</sup> Johann Friedrich Meckel: Von den ursprünglichen Bildungsfehlern. Allgemeine Betrachtungen der ursprünglichen Bildungsfehler. In: Ders.: Handbuch der pathologischen Anatomie. Bd. I. Erstes Buch. Von den Abweichungen der Form. Erste Abth. Leipzig 1812, S. 8–80, hier S. 10f.

<sup>37</sup> Im Rahmen seiner Theorie monströser Entwicklungen und der Prämisse, dass auch die Missbildungen, sofern auch sie Entwicklungen darstellen, nach Gesetzen erfolgen, schreibt Meckel: „Ja, es ist sogar beinahe Gesetz, daß höhere Potenzierung eines Organs mit dem Zurückbleiben eines anderen verbunden ist.“ Ebd., S. 13. Und exakt an diesem Modell organischer Entwicklungshemmung kann später – bezogen auf die Familien-, Rassen- und Gattungsgeschichte – die Theorie der Degeneration ansetzen. Vgl. etwa den Beitrag von Paul Adolf Näcke: Degeneration, Degenerationszeichen und Atavismus. In: Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik 1,1/2 (1899) S. 201–222, besonders S. 209. Auch hier wird die „Entwicklungshemmung“ als eine Gruppe von Störungen definiert, die „sich meistens durch ungleichmäßige Vertheilung der Wachstumsenergie äussern.“ Ebd., S. 210. Und der Verbrecher „besitzt nach Lombroso einen Ueberschuss an Lebenskraft.“ Xaver Gretener: Cesare Lombroso's Verbrecher von Geburt. Bern 1890, S. 6.

<sup>38</sup> Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher, Schriften und Briefe. Hrsg. von Wolfgang Promies. Bd. I. München 1968, S. 755.

Seelenkräfte einseitig und monströs aufgefüttert und herausgebildet ist.“<sup>39</sup> Der eigentliche Grund seiner Krankheit und seines Selbstmordes sei das „unordentliche Ueberfüttern des subjectiven Gefühls“<sup>40</sup>. Das Monströse ist das aus dem Normalen herausgewachsene Überwachstum. Nietzsche spricht in diesem Sinne sogar von Sokrates als hässlichem Verbrechermonster („monstrum in fronte, monstrum in animo“), und zwar aufgrund seiner „Superfötation des Logischen“<sup>41</sup>.

Der Kern der epigenetischen Monstertheorie, wie sie der Teratologie von Meckel und Geoffrey Saint-Hilaire zugrunde liegt, ist der Entwicklungsgedanke eines Organismus, dessen Bildung (und dessen „Bildungsfehler“<sup>42</sup>) vom Unsichtbaren und Innern allmählich ins Äußere und Sichtbare wächst. Meckel arbeitet daher mit seiner Theorie der Bildungsfehler explizit gegen den „Sprachgebrauch“<sup>43</sup>, der eben nur gewohnt ist, die äußerlichen und sichtbaren Missbildungen monströs zu nennen bzw. als Monstra zu bezeichnen. Meckels Typologie der Missbildungen folgt daher nicht dem, was man sieht, sondern den logischen Möglichkeiten dessen, was mit der bildenden Energie qualitativ und quantitativ fehlgehen kann. Am meisten interessieren ihn dabei die quantitativen Typen, das Zuviel und Zuwenig der bildenden Kraft, da insbesondere sie es ermöglichen, „nicht die Form, unter welcher die Misbildung erscheint, sondern die Art der

---

<sup>39</sup> Joseph von Eichendorff: Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. Mit einem Nachwort von Wolfgang Frühwald. Paderborn/München/Wien/Zürich 1987, S. 244. (Faksimiledruck der Ausgabe Paderborn 1857)

<sup>40</sup> Eichendorff schreibt: „Der Inhalt seines Werther ist nicht dies oder jenes zufällige Symptom, sondern der eigentliche Grund der ganzen Krankheit, eben jenes unordentliche Überfüttern des subjektiven Gefühls, des ‚wie ein krankes Kind gehaltenen Herzens‘, dem sich Liebe, Ehe, Tatenberuf und der ganze Weltgang als nichtig und völlig unberechtigt akkommodieren und beugen soll. Ja, Gott selbst soll den kranken Jüngling mit verhätscheln helfen und vom Christentum für ihn eine besondere Ausnahme machen, da nur die um den Sohn Gottes sein sollen, die der Vater ihm gegeben hat, ‚ihm aber sein Herz sagt, daß ihn der Vater für sich behalten wolle‘. In diesem merkwürdigen Romane ist, wie nirgend sonst, der Kampf dieses krankhaften Gefühls mit der Wirklichkeit wie ein Prozeß meisterhaft und mit der klarsten Besonnenheit bis zu seinen äußersten Konsequenzen hindurchgeführt und schließt mit wahrhaft poetischer Gerechtigkeit, da der Held nicht an Lotte, nicht an ‚den fatalen bürgerlichen Verhältnissen‘, sondern an der allgemeinen Unmöglichkeit der eingebildeten Alleinherrschaft des überhobenen Gefühls zuletzt durch unvermeidlichen Selbstmord zugrunde geht.“ Ebd., S. 244f.

<sup>41</sup> Friedrich Nietzsche: Götzen-Dämmerung. In: Ders.: Kritische Studienausgabe. Bd. 6. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München 1999, S. 55–162, hier S. 69. Lateinisch *superfetatio* bezeichnet eine Befruchtung bereits befruchteter Weibchen, in diesem Sinne also eine Überbefruchtung.

<sup>42</sup> Meckel: Von den ursprünglichen Bildungsfehlern (Anm. 36) S. 8.

<sup>43</sup> Ebd., S. 9. Zwischen kleineren Bildungsvarietäten und Monstrositäten ist die Grenze fließend, auch innere und unsichtbare Missbildungen gehören dazu, wie etwa die „Verwachsung der Nieren“ (ebd.).

Abweichung der bildenden Kraft vom Normal, durch welche sie wirklich wurde“<sup>44</sup>, der Klassifikation zugrunde zu legen.

Vor diesem Hintergrund der epigenetischen Monstertheorie werden nun, das ist meine These<sup>45</sup>, auch die Verbrecher wie die Monstra von einem Gegenstand *nichtwissenden Staunens* zu einem privilegierten Gegenstand des Wissens, der Auskunft gibt *qua* Abweichung über das Normale. Eine Denkfigur, die sich schon bei Schiller (und dessen erfahrungsseelenkundlichem Umfeld) findet, wenn er gerade die „kolossalische“ Größe der Leidenschaft des Verbrechers in Anschlag bringt, um zu belegen, dass es insbesondere „die Annalen seiner Verirrungen“ sind, die für den „Menschenforscher“<sup>46</sup> lehrreich seien. Dabei passiert ein Doppeltes: Die *Verbrechergeschichten* werden erzählt, gerade um zu beweisen, dass Verbrecher keine unbegreiflichen Ungeheuer und keine Monster sind. Wer die Giftmischerin Anna Margaretha Zwanziger, so schreibt Hitzig im *Neuen Pitaval* von 1842, für ein „unerklärliches Ungeheuer“<sup>47</sup> hält, solle die Darstellung ihrer Lebensgeschichte bei Feuerbach lesen. Verbrecher sind keine Monster, weil man sie nicht anstaunen, sondern als Menschen aus ihrer Entwicklung heraus *verstehen* kann. So lobt Hitzig die Darstellung der Lebensgeschichte der Gesche Gottfried, der „deutschen Brinvillier“, die nebst Mann, Eltern und Kindern acht weitere Personen vergiftet hat, durch ihren Verteidiger Friedrich Ludwig Voget: „Er hat aus der Erscheinung der Verbrecherin alles Spukhafte entfernt und den Menschen und das Menschliche ans Licht gestellt.“<sup>48</sup> Zwar schweifen „ihr Durst und Kitzel nach Mord in's Gebiet des Unbegreiflichen; aber es ist uns sehr begreiflich gemacht, wie dieser Durst und Kitzel entstanden sind.“<sup>49</sup>

---

<sup>44</sup> Ebd., S. 44.

<sup>45</sup> Auf der Tagung habe ich diese These gemeinsam mit Maximilian Bergengruen, bei dem ich mich für viele Anregungen bedanken möchte, vertreten. Zumindest in diesem Punkt spreche ich auch in seinem Namen. Vgl. auch seinen Beitrag zum monströsen Verbrecher Cardillac in Hoffmanns *Das Fräulein von Scuderi* in diesem Band. Danken möchte ich auch Gerhard Neumann, der das anregende Koreferat gehalten hat, das ich vor allem im letzten Teil zu Musils Moosbrugger aufgegriffen habe.

<sup>46</sup> Friedrich Schiller: Der Verbrecher aus verlorener Ehre. In: Ders.: Sämtliche Werke. Auf Grund der Original-Drucke hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert. Bd. 5. Erzählungen, theoretische Schriften. 9., durchgesehene Auflage. Darmstadt 1993, S. 13–35, hier S. 13. Vgl. hierzu Johannes F. Lehmann: Die Erfindung der Lebensgeschichte. Friedrich Schillers ‚Verbrecher aus verlorener Ehre‘. In: Roland Borgards, Almuth Hammer und Christiane Holm (Hrsg.): Kalender kleiner Innovationen. Für Günter Oesterle. Würzburg 2006, S. 87–97.

<sup>47</sup> Julius Eduard Hitzig, Wilhelm Häring (Hrsg.): Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Bd. 2. Leipzig 1842, S. 251.

<sup>48</sup> Ebd., S. 349.

<sup>49</sup> Ebd., S. 351. Vgl. Friedrich Leopold Voget: Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margarethe Gottfried. 2 Bde. Bremen 1831. Maßgeblich analysiert hat den Komplex der Giftmörderin Michael Niehaus: Schicksal sein. Giftmischerinnen in Falldarstellungen vom ‚Pitaval‘ bis zum ‚Neuen Pitaval‘. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deut-

Indem nun aber diese Geschichten erzählt werden, um zu zeigen, dass die Verbrecher keine Ungeheuer sind, nutzen die Autoren der Verbrechererzählungen gleichwohl das Entwicklungsmodell der epigenetischen Monstratheorie und übertragen es auf die Entwicklung der Psyche – vom normalen Keim bis zur monströsen Abweichung, die dann allerdings gerade nicht mehr Monster genannt zu werden braucht. Begriffsgeschichtlich wird daher hier auch die Unterscheidung von Adjektiv und Substantiv wichtig. Denn ‚monströs‘, wie sah es bei Lichtenberg und Eichendorff, metaphorisiert das Überwachstum, das vom Normalen seinen Ausgang nimmt. Ein solches Monströses eignet gerade nicht dem Monster. Gerade weil in Sadisten, so sagt es Krafft-Ebing, zum Beispiel ein normaler Impuls monströs gesteigert ist, werden Sadisten nicht als Monster bezeichnet.<sup>50</sup> Während das Adjektiv ‚monströs‘ die Dimension der (aus dem Ruder gelaufenen) Entwicklung aus dem Normalen in den Vordergrund stellt, blendet die Bezeichnung ‚Monster‘ diese gerade ab und stößt den so Bezeichneten ins Un- und Anormale.<sup>51</sup>

So wird parallel zur epigenetischen Entwicklungstheorie das Narrativ der individuellen Lebensgeschichte in Stellung gebracht, das zeigen kann, wie der ursprünglich gesunde und normale Keim „lernt“, sich zum Verbrechen zu entwickeln. Die Begriffe der Entwicklung und des Organismus erlauben eine „Theorie des Bösen“<sup>52</sup>, die die Geschichte des Verhältnisses von Innen und Außen, von System und Umwelt als *Lebensgeschichte* ins Zentrum rückt:

Der Mensch entwickelt sich nicht in abstracto, sondern in concreto, das heißt: sein eigentliches, sein persönliches Leben ist in seiner Entfaltung und zum Behuf seiner Thätigkeit an innere Bedingungen gebunden, und von äußeren Einflüssen und Erregungen abhängig, welche, wenn er sie, kraft des ihm verliehenen Willens, mißbraucht, eben so sehr der Bestimmung seines persönlichen Lebens nachtheilig werden, als durch richtigen Gebrauch dieselbe fördern können. Auch hier zeigt sich die Analogie der Entwicklung des Bösen mit der Entwicklung der Krankheit. Wenn das organische Leben einmal von einem Krankheitsstoffe ergriffen, und ein oder das andere Organ in seiner Function gestört oder gar in seiner Structur verletzt ist, so werden auch die natürlichen und nothwendigen Erhal-

---

schen Literatur 31,1 (2006) S. 133–149, hier S. 145: „[...] was sich die Falldarstellung ihrer Logik nach zur Aufgabe machen muß, ist gerade die Aufhebung der Monstrosität, das Beharren auf der prinzipiellen Rückführbarkeit des Abnormen auf das Normale.“

<sup>50</sup> Vgl. Richard von Krafft-Ebing: *Psychopathia sexualis*. Mit Beiträgen von Georges Bataille u.a. 14., vermehrte Auflage. München 1997, S. 74: „Sadismus ist also nichts anderes als eine pathologische Steigerung von – andeutungsweise auch unter normalen Umständen möglichen – Begleiterscheinungen der psychischen Vita sexualis, insbesondere der männlichen, ins Maßlose und Monströse.“

<sup>51</sup> Hagner: *Der falsche Körper* (Anm. 11) S. 9, weist ebenfalls darauf hin, dass die Teratologie des 19. Jahrhunderts mehr mit dem Begriff der ‚Monstrosität‘ arbeitet, während „Monster als fiktive Wesen angesehen werden.“

<sup>52</sup> Vgl. Johann Christian August Heinroth: *Grundzüge der Criminal-Psychologie oder Theorie des Bösen in ihrer Anwendung auf die Criminal-Rechtspflege*. Berlin 1833.

tungsmittel des Lebens, z.B. die Nahrungsmittel, durch die krankhafte organische Thätigkeit in schädliche Potenzen umgewandelt, die nun die Flammen der Krankheit immer mehr anschüren und verbreiten.<sup>53</sup>

Lebensgeschichten wie organische Entwicklungsgeschichten schlagen die Brücke vom Vertrauten zum Unvertrauten, vom Normalen zur Abweichung. Im genauen Gegensatz zu Lessings Kopplung von Monstrum/Nicht-Wissen und Staunen wird im Denkraum der Epigenese das Ungeheuer nicht mit der Bezeichnung ‚Monster‘ aus dem, was man wissen und befragen kann, verstoßen, sondern im Wissen um Entwicklungs- und Lebensgeschichte aufgelöst.<sup>54</sup>

Wenn also das „Sittenmonster“<sup>55</sup>, wie Foucault meint, der Ausbildung psychiatrischen Wissens zugrunde liegt, dann nur negativ, indem dieses Wissen (vor allem in seiner erfahrungsseelenkundlichen Tradition) zeigt, dass die anscheinenden Ungeheuer in Wahrheit keine sind. Sucht man also nach dem von Foucault in *Stellungsgeschichten. Sittenmonster. auf der Ebene des Wortgebrauchs.*, d.h. danach, ob nun Verbrecher als Monster bezeichnet werden, dann wird man überraschenderweise nicht fündig. Es gibt etwa bei Feuerbach oder im *Neuen Pitaval* von Hitzig und Häring wahre Verbrechermonster, wie etwa Andreas Bichel, den Mädchenschlächter, auf den später noch Krafft-Ebing in seiner *Psychopathia sexualis* zu sprechen kommt,<sup>56</sup> der zwei Frauen um ihrer Kleider willen getötet, zerstückelt, gegessen und verscharrt hat, ohne dass je von ihm als Ungeheuer oder Monster gesprochen wird. Selbst bei Lombroso ist die Rede vom Verbrecher als „monstruosem Typus“<sup>57</sup> nur an einer einzigen, zudem nicht zentralen Stelle zu finden.

<sup>53</sup> Ebd., S. 115f.

<sup>54</sup> Voget: Lebensgeschichte (Anm. 49) S. III f., eröffnet seinen Text mit einem Plädoyer für die ‚richtig‘ verstandene Lebensgeschichte, „sobald nur unter Lebensgeschichte eben so wohl die innere, als die äußere verstanden wird. [...] Wo aber gar solche Thaten wie der Gottfried – welche ihre Schauer über das ganze gebildete Europa, ja nach China und Amerika verbreitet haben – zur Kunde der Welt gelangt sind, und zwar so, daß man nur ein Ungeheuer, eine Ausgeburt der Hölle zu sehen glaubt, statt immer noch den Menschen, nur den von Stufe zu Stufe immer tiefer gesunkenen, darin zu erblicken: – da wird die Aufdeckung des verborgenen Seelenzustandes sogar eine heilige Pflicht gegen Mit- und Nachwelt.“ Das Ziel dieser Darstellung sei, „daß wir den Keim zu gleichem oder ähnlichem Verfall in unserem eigenen Herzen wahrnehmen.“ Ebd., S. IV f.

<sup>55</sup> Im Original heißt es „monstre moral“. Vgl., auch zum Folgenden, Foucault: Die Anormalen (Anm. 23) S. 108ff.

<sup>56</sup> Vgl. Anselm von Feuerbach: Andreas Bichel, der Mädchenschlächter. In: Ders.: Merkwürdige Verbrechen. Frankfurt a.M. 1984, S. 43–56. (Nachdruck der 3. Auflage Frankfurt a.M. 1849). Krafft-Ebing: *Psychopathia sexualis* (Anm. 50) S. 75ff., behandelt Andreas Bichel neben „Jack, der Aufschlitzer“ und „Vacher, der Aufschlitzer“ unter der Überschrift *Lustmord. (Wollust potenziert als Grausamkeit, Mordlust bis zur Anthropophagie)*.

<sup>57</sup> Cesare Lombroso: Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Sicht. Übersetzt von Moritz O. Fraenkel. Hamburg 1887, S. 225. Peter Becker: Der Verbrecher als ‚monstruoser Typus‘. Zur kriminologischen Semiotik der Jahrhundertwende. In: Hagner (Hrsg.): Der falsche Körper (Anm. 11) S. 147–173, macht aus dieser Stelle zwar einen

Und da, wo sich solche Belege, viel später, finden, wie etwa bei dem französischen Psychiater Alexandre Lacassagne, gehen sie einher eben mit der dezidierten Zurückweisung jeder Bereitschaft, den Verbrecher von seiner individuellen Lebensgeschichte her zu erzählen. Wenn Lacassagne Verbrecher als „un produit tératologique, un monstre“<sup>58</sup> bezeichnet, dann weil er nicht an der Herleitung des Verbrechens aus einer Fehlentwicklung interessiert ist, sondern an der sprachlichen Erzeugung einer Gefährdungslage, die sich gegen Verbrecher nur noch verteidigen kann.

In dem Maße nämlich, wie der Gedanke der Entwicklung und der Epigenese im Laufe des 19. Jahrhunderts überführt wird in die Theorie der Evolution, wie sie Darwin, Büchner, Haeckel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts formulieren und popularisieren, entstehen Erzählweisen vom Verbrecher, die nicht mehr auf die individuelle Lebensgeschichte, sondern auf die Familien- und Gattungsgeschichte rekurren. Morels Theorie der Degeneration<sup>59</sup> sucht im Verbrecher den degenerierten Anderen und Lombrosos „geborener Verbrecher“ ist der atavistische Revenant der urzeitlichen Brutalität des Überlebens. In Deutschland ist es vor allem Hans Kurella, der Lombrosos Theorien verfiicht und einer „Naturgeschichte des Verbrechers“ das Wort redet.<sup>60</sup> Diese „Auffassung des Verbrechers als eines in unsere civilisierte Welt hineingeratenen Wilden ist“, so sagt es Enrico Ferri, „nicht einfach als Metapher zu betrachten, sondern ganz streng als wissenschaftliche These im Sinne des Darwinismus und der Biologie“, d.h. als eine „dem Entwicklungsgedanken entspringende Theorie“<sup>61</sup>. Insofern hier Entwicklungen größerer oder sehr großer Zeiträume ins Visier geraten, können die Verbrecher zumindest tendenziell auch wieder als Monster bezeichnet werden bzw. als „teratologische und pathologische Charactere“<sup>62</sup> und – auch das gehört

---

Aufsatztitel, hat aber im gesamten Text keinen einzigen weiteren Beleg für die Bezeichnung von Verbrechern als Monster oder monströsen Typen.

- <sup>58</sup> Alexandre Lacassagne: *Vacher l'éventreur et les crimes sadiques*. Paris/Lyon 1899, S. 19–40. Zit. n. Florian Beckerhoff: *Monster und Menschen. Verbrechererzählungen zwischen Literatur und Wissenschaft (Frankreich 1830–1900)*. Würzburg 2007, S. 138.
- <sup>59</sup> Vgl. Augustine Benedict Morel: *Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine et des causes qui produisent ces variétés malades*. Paris 1857.
- <sup>60</sup> Vgl. Hans Kurella: *Naturgeschichte des Verbrechers. Grundzüge der criminellen Anthropologie und Criminalpsychologie. Für Gerichtsärzte, Psychiater, Juristen, und Verwaltungsbeamte*. Stuttgart 1893.
- <sup>61</sup> Enrico Ferri: *Das Verbrechen als sociale Erscheinung. Grundzüge der Kriminal-Sociologie*. Autorisierte deutsche Ausgabe von Hans Kurella. Leipzig 1896, S. 27.
- <sup>62</sup> Paul Adolf Näcke: *Drei kriminalanthropologische Themen*. In: *Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik* 6,3/4 (1901) S. 261–271, hier S. 262, Anm. 1. Näcke spricht bereits zu einer Zeit, in der er die Theorie Lombrosos als widerlegt und ihren deutschen Hauptvertreter Kurella als einen „Prediger in der Wüste“ (ebd., S. 263, Anm.) bezeichnen kann. Der Streit zwischen Lombrososcher Kriminalanthropologie und forensischer Psychiatrie sei im Kern ein Streit um die bei Lombroso und Kurella mangelnde Aufmerksamkeit für „psychisch Abnormes“ (ebd., S. 264). Das Kriminelle lasse sich aber nie in einer Spezialanthropologie abgrenzen, sondern „wächst vielmehr unmerklich aus der normalen [Psy-

dazu – ihr Verhalten rückübersetzt werden in eine Sichtbarkeit des *Andern*: Physiognomien, Schädelformen, Tätowierungen und – 1899 erstmals auch die Bilder der Opfer<sup>63</sup>, die jenen Überschuss an Grausamkeit evident machen, der nur noch dem Monster zugerechnet werden kann. Das Verbrechen ist hier Natur im Sinne von basaler, archaischer Lebensfunktion, die ihren eigenen Überschuss als Fest des Tötens feiert. In diesem Sinne hat bekanntlich auch Nietzsche den Verbrecher als „Typus des starken Menschen“<sup>64</sup> naturalisiert. Im Verbrecher als Monster oder als Bestie, wie er im Rahmen von Degeneration und Evolution (Atavismus) als Spezies einer Sonderanthropologie konzipiert wird, erscheint das Verbrecherische als „Natur“ – und zwar als organische Natur, die sich ihr Außen zum Zweck der eigenen Autopoeisis rücksichtslos inkorporiert. Bestes Bild hierfür sind die „verbrecherischen Pflanzen“, die Lombroso in seinem Arbeitszimmer stehen hatte, drei fleischfressende Pflanzen, zu der auch die berühmte Venusfliegenfalle gehörte, die *Dionea muscipula*.<sup>65</sup> Von ihr wird im folgenden Kapitel noch die Rede sein.

## II. Monsterimaginationen der Moderne: Nahrung, Sexualität, Gefühl/Kommunikation

Während Foucault das psychische Monster zu Beginn des 19. Jahrhunderts als eine vom juristischen Diskurs und der „Ökonomie der Strafmacht“<sup>66</sup> her zu erklärende Figur gedeutet hat, möchte ich im Folgenden den von Foucault mit leichter Geste beiseite geschobenen organologisch-teratologischen Diskurs<sup>67</sup> ins

---

chologie] heraus“. So die Rezension zu Bruno Stern: *Das Verbrechen als Steigerung der caricaturhaften menschlichen Anlagen und Verhältnisse*. Berlin 1901. In: Ebd., S. 343. Stern zeige hier gegen die Theorien der positiven Schule Lombrosos, dass dem Menschen auf Grund seiner anthropologischen Lage eine normale Widersprüchlichkeit bzw. Karikaturhaftigkeit eignet, die beim Verbrecher lediglich gesteigert ist.

<sup>63</sup> Lacassagne hatte in seiner Darstellung des Falles Vachers detaillierte Zeichnungen aller elf Mordopfer beigefügt. Vgl. dazu Beckerhoff: *Monster und Menschen* (Anm. 58) S. 137. Auch bei Erich Wulffen: *Der Sexualverbrecher. Ein Handbuch für Juristen, Verwaltungsbeamte und Ärzte*. Berlin 1910, S. 474ff., finden sich Bilder (Fotos) der Opfer.

<sup>64</sup> Nietzsche: *Götzen-Dämmerung* (Anm. 41) S. 146.

<sup>65</sup> Vgl. hierzu Beckerhoff: *Monster und Menschen* (Anm. 58) S. 83. Lombroso beginnt seine Kriminalanthropologie mit dem Verbrechen bei den „niedrigen Organismen“ und bespricht hier ausführlich die „mörderischen“ fleischfressenden Pflanzen. Vgl. Lombroso: *Der Verbrecher* (Anm. 57) S. 1–4. Wulffen: *Der Sexualverbrecher* (Anm. 63) S. 12ff., beginnt seine Ausführungen über den Sexualverbrecher sogar bei „Plasma“ und „Zelle“.

<sup>66</sup> Foucault: *Die Anormalen* (Anm. 23) S. 109.

<sup>67</sup> Foucault hat in seinen Vorlesungen über die Anormalen das Monster seit 1800 vom juristischen, nicht vom epigenetisch-teratologischen Diskurs her konstruiert. Aus dieser Perspektive wird immerhin plausibel, dass die Frage nach dem Verbrecher als Monster erst dann möglich erscheint, wenn das Recht die Gewalt des Verbrechers nicht mehr exzessiv überbietet (damit die noch größere Gewalt des Souveräns angestaunt werden kann), sondern

Zentrum stellen. Alle Monsterimaginationen der Moderne, d.h. seit dem 19. Jahrhundert, setzen – vom Vampir über den Werwolf bis zu Jack the Ripper, vom Krümelmonster der *Sesamstrasse* über Godzilla bis zu Alien – an der epigenetischen Prämisse des System-Umwelt-Verhältnisses von lebenden Organismen und ihrer Natur an. Man kann von hier aus die drei Schnittstellen zwischen Innen und Außen bestimmen, die beim Monster als einer Horrorfigur in Literatur und Film ins Monströse ausphantasiert werden: Nahrung, Sexualität (Fortpflanzung), Gefühl bzw. Lust. Jeweils geht es darum, dass das Außen für das Monster nurmehr die Kehrseite eines gänzlich leeren Innen bildet und dieses Innen so leer ist, weil es einzig auf sein spezifisches Außen bezogen ist. In diesem Sinne ist tatsächlich die Venusfliegenfalle, wie sie in Murnaus *Dracula*-Verfilmung *Nosferatu* eine zentrale Szene hat, ein schlagendes Emblem (Abb. 1 und 2).

Das Innen dieser Monsterpflanze ist leer, es ist geradezu eine Wunde, eine vollständig auf das Außen bezogene Leere. Hier zeigt sich der Organismus als bloße, blinde Inkorporationsmaschine des Außen ins Leere der eigenen Autopoiesis. Die Serialität der Wiederholungsschleifen von Monstern ist nichts als ein Effekt dieser Leere. Der Trieb zum Morden, dem auch die zunächst ganz normale Gesche Gottfried verfällt, ist exakt dies, Effekt der bloßen „Selbstbeziehung“<sup>68</sup> aufgrund einer „entsetzlichen Leere“<sup>69</sup> (Hitzig nennt die Gottfried auch einen

---

erst, wenn das Recht sich nach der Gewalt und der Natur des Verbrechers fragt, weil nun maßvoll und angemessen und möglichst nicht-grausam, im Hinblick auf die Rationalität des Verbrechens gestraft werden soll. So erst wird der Blick frei für die Frage nach der Natur des Verbrechers. Das Monster, das Foucault dann als politische Figur entdeckt, „das Monster von unten“, der Menschenfresser, und „das Monster von oben“, der Inzest des Königs, bilde in der Zwillingshaftigkeit dieser beiden Momente jene Monsterverbrecher, „die zur Herausbildung der Gerichtsmedizin führte.“ Ebd., S. 138. Dabei unterschlägt Foucault aber, mit der Dimension der epigenetischen und teratologischen Organismuslehre, die er nur allzu kurz streift (vgl. S. 173), dass die Gerichtsmedizin in ihren Fallgeschichten umgekehrt daran arbeitet, die Monster zu normalisieren – und zwar im Hinblick auf die biologischen Schnittstellen des Organismus: Nahrung (daher der Menschenfresser), Sexualität (daher u.a. der Inzest) und Lust (als Element von beidem). Neben der politischen Dimension muss die biologische Dimension als phantasmatischer Kern der Monsterimaginationen berücksichtigt werden. Nur so kann dann auch in Monsterimaginationen das spezifische Spiel aus Außendarstellung (= Monster) und Innendarstellung (Entwicklungsgeschichte vom normalen Keim her = kein Monster), das bis in die Figuren und ihre Selbstspaltung hinein wirkt, verstanden werden: Das betrifft zum einen Lebensgeschichten wie die der Gesche Gottfried, die von außen als Ungeheuer erscheint, aber von innen als sich bildender Mensch erzählt wird, der sich von normalen Anlagen zu einem Wesen mit einem gänzlich leeren Innen entwickelt. Das gilt aber auch etwa für das Monster Frankenstein, das einerseits von außen als hässliches Monster erscheint, aber doch zugleich von innen als Werther lesender Mensch erzählt wird.

<sup>68</sup> So die treffende Formulierung von Niehaus: Schicksal sein (Anm. 49) S. 147.

<sup>69</sup> Voget: Lebensgeschichte (Anm. 49) S. 193.



Abb. 1 und 2: Venusfliegenfalle. „Isn't it – like a vampire?“ – Professor Bulwer in Friedrich Wilhelm Murnaus *Nosferatu. Symphonie des Grauens* (D 1922), Filmstills.

„seelenlosen Kobold“<sup>70</sup>), in der „das einzig Interessante, Aufregende und Beschäftigende ihres erstorbenen geistigen Lebens“<sup>71</sup> das Gift ist.

Feuerbach spricht von Andreas Bichel als von einer jener „kalten Naturen, welche von menschlicher Lebenswärme verlassen, *in den kleinen Mittelpunkt ihrer Selbstheit* zurückgezogen, wie die Spinne, verständig ihre Netze weben.“<sup>72</sup> Die innere Leere als das Nichts, aus dem die Taten kommen, lässt sich dann auch anschließen an die Kopplung von Weiblichkeit und Verbrechen, wie sie etwa Lombroso und Weininger vornehmen, gerade weil die Frau das Nichts ist: „Das Nicht aber ist dem Nichts verwandt. Und darum besteht ein so tiefer Zusammenhang zwischen allem Verbrecherischem und allem Weiblichen.“<sup>73</sup>

Monster verleiben sich das Außen ein, um das spezifische Prozessieren / Wiederholen des eigenen Organismus aufrecht zu erhalten,<sup>74</sup> daher kommt in fast allen Monsterimaginationen das Moment der Gefräßigkeit, des Verschlingens, des Aussaugens, des Kannibalischen vor. Monsterimaginationen funktionieren über eine reduktive Steigerung und Vergrößerung dessen, was pflanzliche und tierische Organismen immer tun. Der Aspekt der Gefräßigkeit ist außerdem häufig verknüpft mit einer wuchernden und schrankenlosen Fortpflanzung oder Fortzeugung. Vorstellungskreise, die auch vermischt werden können, etwa wenn der Supermutterorganismus des Alien – z.B. in der gleichnamigen Filmfolge (USA 1979–1997) – den Menschen als Wirt zur Fortpflanzung braucht. Der letzte Punkt, das Moment des Gefühls bzw. der Lust, ist besonders für Psychomonster von Belang, für Frauenmörder und Serienkiller, für Kinder- oder Herzfresser. Hier geht es darum, dass die spezifische Lust des Monsters einerseits eine völlige Asymmetrie der Gefühle zwischen Innen und Außen impliziert: Das Innen mit seiner spezifischen Lust ist so dominant, dass jede Berücksichtigung des Außen, jede Empathie unmöglich wird. Gefühlskälte und vollständiger Mangel an Empathie, d.h. die Unfähigkeit, mit dem Außen in eine Beziehung zu treten, die nicht vollständig im Dienste der eigenen Autopoeisis steht, ist – als Seelenlosigkeit – ein Ingrediens aller Monster.<sup>75</sup> In Vogets *Lebensgeschichte der Giftmörderin*

<sup>70</sup> Hitzig, Häring (Hrsg.): Der Neue Pitaval (Anm. 47) S. 350.

<sup>71</sup> Voget: Lebensgeschichte (Anm. 49) S. 193.

<sup>72</sup> Feuerbach: Andreas Bichel (Anm. 56) S. 60.

<sup>73</sup> Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. 23. Auflage. Wien/Leipzig 1922, S. 395. Vgl. auch Cesare Lombroso, Gulgielmo Ferrero: *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte. Anthropologische Studien. Gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes*. Übersetzt von Hans Kurella. Hamburg 1894. Vgl. auch Peter Strasser: *Verbrechermenschen. Zur kriminalwissenschaftlichen Erzeugung des Bösen*. Frankfurt a.M./New York 1984, S. 68.

<sup>74</sup> Im Kinderfilm *Monster AG* (2001) geht es um den Erhalt der energetischen Versorgung der Monsterwelt, die sie aus den Schreckensschreien der Kinder, die sie nachts heimsuchen, gewinnen.

<sup>75</sup> Und so können Monstergeschichten auch erzählt werden, um zu zeigen, dass eigentlich die „normalen“ Menschen die Monster sind. In Gustave Flaubert: *Quidquid volueris* [1837]. In: Ders.: *Leidenschaft und Tugend. Erste Erzählungen*. Zürich 2005, S. 94–146, ist der

*Gesche Margarethe Gottfried* geht es dabei um genau jene Gefühlsmonstrosität, die Eichendorff bei Werther ausgemacht hatte. Gesche Gottfried entwickelt in ihrer Lebensgeschichte ein extrem überentwickeltes Gefühl für sich selbst, so dass sie keinerlei Frustrationen oder Schmerzen aushalten kann. Dieses Überwachstum geht dabei auf Kosten des Gefühls für andere, das so unterentwickelt bleibt, dass sie den qualvollen Tod ihrer eigenen Kinder ohne Gefühlsregung anschauen kann.

Das Monster ist ganz bei sich und bei seiner seelenlosen Lust – die bloße Lust nach innen bildet aber, gerade das zeigt Hoffmanns Künstler-Mörder Cardillac, für den Blick von außen noch nicht notwendig ein nachvollziehbares Motiv,<sup>76</sup> weshalb es im psychiatrischen, forensischen und literarischen Diskurs seit 1800 so häufig um das Problem des motivlosen Verbrechers<sup>77</sup> geht. Andererseits geht es darum, dass diese Innenlust sich derart verselbständigt, so dass sie abläuft wie ein (eben: seelenloses) Programm. Daher sind Monster immer zugleich Tiere oder Bestien (die tun, was sie tun: nämlich fressen und töten) *und* Maschinen (die ebenfalls tun, was sie tun, z.B. fressen und zerstückeln, wie der sogenannte Reißwolf). Das gemeinsam und entscheidend Nicht-menschliche des Monsters besteht demgemäß in einer Verabsolutierung der programmierten Außenbeziehung im Hinblick auf die drei Schnittstellen zwischen Innen und Außen: Nahrung, Sexualität und Gefühl / Lust. Man kann derlei Monster dann trotzdem mit einer Art individuellen Vorgeschichte versorgen. Es kommt allein

---

Halbaffe Dschalioh, der am Ende aus Wut über zurückgewiesene Liebe mordet, geradezu von einer Übersensibilität für die Außenwelt gekennzeichnet („die Fibern seines Herzens waren weicher und tönender als die der anderen“), während der Mensch Paul als seelenlose „Mißgeburt“ bezeichnet wird: als „Wunder der Zivilisation, das alle ihre Symbole aufwies, Größe des Geistes, Kälte des Herzens“ (ebd., S. 107) und als jemand, der die Seele für eine gleichsam maschinelle Funktion des Organismus hält: „Was die Seele angeht, so haben uns Cabanis und Bichat schon lange bewiesen, daß die Venen zum Herzen führen, das ist alles.“ Ebd., S. 98. Vgl. hierzu die Beiträge von Roland Borgards und Peter Schnyder in diesem Band.

<sup>76</sup> Dem für den Blick von außen fehlenden Motiv korrespondiert auch im Innern des Verbrechers eine bloße Leere, denn trotz aller Psycho-Theorien, die Hoffmanns Text zur Erklärung der Taten anführt, ist es auf der Ebene der *histoire* allein die Geheimtür seines Hauses, die es Cardillac ermöglicht, unsichtbar zu morden, die das Motiv darstellt. Am Grund der Taten liegt so die leere Grundlosigkeit, die allein in der Gewissheit besteht, im Geheimen töten zu können. Vgl. hierzu Johannes F. Lehmann: Lebensgeschichte und Verbrechen. E.T.A. Hoffmanns ‚Die Marquise de la Pivardiere‘ und die Gattungsgeschichte der Kriminalerzählung. In: Schiller-Jahrbuch 49 (2005) S. 228–253, hier S. 233, Anm. 22.

<sup>77</sup> Foucault: Die Anormalen (Anm. 23) S. 147ff., macht hier den Fall der Henriette Cornier zum Paradigma, da ihrer Tat kein Interesse und keine Rationalität unterlegt werden konnte, so dass die Strafmacht die Psychiatrie bemühen musste. Darüber etabliert sich dann der Begriff ‚Trieb‘ als Relat des psychiatrischen Diskurses. ‚Trieb‘ heißt aber, als letztlich biologischer (aus dem Bereich der Pflanzen) bzw. physikalischer Begriff (aus der Welt der Maschinen), dass in die Autopoeisis des Organismus ein maschinelles Moment kommt, das den Organismus gleichsam programmiert. Der Trieb unterbricht daher die Kommunikation bzw. die Empathie mit der Außenwelt.

darauf an, dass das so konstituierte Innen irgendwann umkippt in eine Programmierung, die aus diesem Innen einen bloßen Bezug auf ein Außen macht. So kann dann auch die Rache des *Werther* lesenden Frankenstein zur Rache des Monsters werden.

Aufgrund dieser programmierten Außenbeziehung ihres entleerten Inneren haben Monster keine Sprachprobleme.<sup>78</sup> Monster haben, und das ist der entscheidende Unterschied zu Menschen, keine Unterscheidungs- und keine Bezeichnungsprobleme. Monster kennen keine Monster. Monster sind genau in diesem Sinne Gegenbilder des Menschlichen, da sie in ihrem Außenbezug völlig organisch bzw. maschinell operieren, nämlich programmiert auf das Inkorporieren einer bestimmten Beute zu Zwecken der Selbst- und Arterhaltung oder auch zur Selbstbeziehung, zur Lust. Mit Monstern kann man nicht reden und auch nicht verhandeln, gerät man in die Reichweite ihres ganz nach außen gestülpten Innen, ist man, wie die Fliege in der Venusfliegenfalle, unrettbar verloren. Was die Figurationen der Monster in Frage stellen, ist jenes das Organische transzendierende Moment der menschlichen Freiheit, im Sinne der umweltunabhängigen Offenheit<sup>79</sup>, das sich z.B. im Problem niederschlägt, ob etwas als Monster zu bezeichnen ist oder nicht.

### III. Moosbrugger – das Monster der Sprache

Musil hat den Frauenmörder Christian Moosbrugger, der vordergründig in nur lockerem Bezug zur Romanhandlung durch den gesamten Text hindurch auftaucht, als Figur angelegt, um die sich Justiz und Psychiatrie streiten und die gleichsam zwischen Verurteilung und Vollstreckung im Netz der Diskurse, die über ihn geführt werden, gebannt ist.<sup>80</sup> Als überführter und geständiger mehrfa-

---

<sup>78</sup> Plausibilisieren lässt sich diese These gerade an Hand solcher Monsterfigurationen, die man als Einwand geltend machen könnte: etwa die Ausdrucksnot Dschaliohs in Flauberts *Quidquid volueris* oder die Sprachreflexionen von Frankensteins Monster. Es sind aber in diesen Texten gerade diese Passagen, in denen die Monster sich als Menschen erweisen, in denen sie nurmehr dem Anschein nach Monster sind. Besonders deutlich wird das – im Folgenden – auch beim Serienmörder Moosbrugger.

<sup>79</sup> Vgl. hierzu Giorgio Agamben: *Das Offene. Der Mensch und das Tier*. Aus dem Italienischen von Davide Giuriato. Frankfurt a.M. 2003.

<sup>80</sup> „So saß er als die wilde, eingesperrte Möglichkeit einer gefürchteten Handlung wie eine unbewohnte Koralleninsel inmitten eines unendlichen Meeres von Abhandlungen, das ihn unsichtbar umgab.“ Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Hrsg. von Adolf Frisé. Hamburg 1978, S. 534. Vgl. hierzu Heinz Müller-Dietz: *Moosbrugger, ein Mann mit Eigenschaften: oder: Strafrecht und Psychiatrie in Musils ‚Mann ohne Eigenschaften‘*. In: Hermann Weber (Hrsg.): *Reale und fiktive Kriminalfälle als Gegenstand der Literatur*. Berlin 2003, S. 121–143. In Kapitel 53 kommt er aufgrund der aufgeschobenen Vollstreckung in ein neues Gefängnis. In Kapitel 110 wird er endgültig einer Aufbewahrung zugeführt und in Kapitel 19 des zweiten Buches reisen Ulrich und Clarissa zu Moosbrugger. Zitatbelege nach Musils Text mit Sigle MoE und Seitenangabe künftig im Text.

cher Mörder, der, als er im Roman auftritt, wieder einmal eine Frau „in grauenerregender Weise getötet“ (MoE 68) hatte, ist er von seinen Taten her durchaus ein Ungeheuer und Monster.

Bei Musil aber wird Moosbrugger gerade nicht als Monster erzählt, das verbietet – neben seinem „Gesicht mit den Zeichen der Gotteskindschaft“ (MoE 69)<sup>81</sup> – schon die auktorial simulierte Innensicht, mit der der Erzähler die Gedanken- und Gefühlswelt Moosbruggers zumeist präsentiert. Vielmehr löst Musil gerade das ein, was schon der Lebensgeschichtsschreiber der Gesche Gottfried gefordert hatte, nämlich den Keim zum Monster in sich selbst zu finden. Musil tut das nicht zuletzt dadurch, dass er mit seiner Figur Moosbrugger im Roman immer wieder eine Brücke zu Ulrich schlägt.<sup>82</sup> Die besondere Bedeutung dieser Musilschen Verbrecher-Figur liegt für den vorliegenden Zusammenhang darin, dass Moosbruggers Morde exakt an dem Problem ansetzen, an dem das Problem des Monsters seinen Ausgang nimmt, nämlich am Problem der sprachlichen Unterscheidungen und der ‚menschlichen‘ Unterscheidungsfähigkeit.

Von Anfang an bezieht Moosbrugger seine lebensgeschichtlich eingeführte und begründete Stellung als „armer Teufel“ (MoE 69) auf die Asymmetrie in der Sprachkompetenz zwischen ihm und den Mächtigen der Welt, den Richtern und Psychiatern etc. Auf Grund seines, auch allem anderen zugrundeliegenden „Ehrgeizes“ und seines Kampfes „um Geltung“ (MoE 71) und „ehrenvolle Beachtung“ (MoE 72)<sup>83</sup> lernt er Fetzen fremder Sprachen und „bemühte er sich auch in Verhandlungen, ein gewähltes Hochdeutsch zu sprechen“. Als besonders ehrkränkend empfindet er es, dass die Psychiater „glaubten, sein ganzes schwieriges Wesen mit ein paar Fremdworten abtun zu können, als wäre es für sie eine alltägliche Sache.“ (MoE 72) Und weil er ihre Sprache als Machtfaktor spürt, hatte er „das Gefühl einfacher Leute, daß man den Gebildeten die Zunge abschneiden sollte.“ (MoE 235) Die „schneidende“ Sprache des Doktors, die Moosbrugger als ihn entehrendes, weil ihn bezeichnendes Machtinstrument abschneiden will, spiegelt sich auch in der Physiognomie des Doktors, in „den Schmissen“, die der

---

<sup>81</sup> Auch mit seinem Vornamen und seinem Beruf (Zimmermann) ist Moosbrugger Gotteskind.

<sup>82</sup> Vgl. hierzu die eingehende Analyse, der ich folge, von Fred Lönker: Der Fall Moosbrugger. Zum Verhältnis von Psychopathologie und Anthropologie in Robert Musils ‚Der Mann ohne Eigenschaften‘. In: Schiller-Jahrbuch 47 (2003) S. 280–302.

<sup>83</sup> In diesem Sinne ist Moosbrugger als jemand, dessen soziale Außenseiterstellung mit einem besonderen Ehrgeiz verknüpft ist, ein Nachfahre von Schillers ‚Verbrecher aus verlorener Ehre‘. So heißt er, wie dieser, Christian. Vgl. hierzu auch Herbert Kraft: Musil. Wien 2003, S. 169. Christian hieß auch das reale Vorbild von Moosbrugger, der mehrfache Frauenmörder Christian Voigt, dessen Berichterstattung in der Wiener Presse vom 16.8.1910 bis zum 28.2.1912 Musil bis ins Detail übernommen hat. Vgl. hierzu Karl Corino: Zerstückt und durchdunkelt. Der Sexualmörder Moosbrugger im ‚Mann ohne Eigenschaften‘ und sein Modell. In: Musil-Forum 10 (1984) S. 105–119. Sämtliche Stellen aber, die die Sprachproblematik von Moosbrugger betreffen und auf die es hier ankommt, sind Musilsche Erfindung.

Doktor als Studierter, als Spuren seiner Sprachbildungssozialisation im Gesicht trägt.

Die Sprachlosigkeit Moosbruggers, sein Gefühl, „nie genug Worte“ zu haben, und „das Bewußtsein, daß seine Zunge oder etwas, das noch weiter drinnen in ihm sich befand, wie mit Leim gefesselt sei“ (MoE 238), schlägt dann mitunter um in einen Zustand, indem für Moosbrugger die Grenze zwischen Innen und Außen ihre trennende Zuordnung verliert: „Das Wichtigste war, daß es gar nichts Wichtiges mehr bedeutete, ob etwas draußen ist oder innen; in seinem Zustand war das wie helles Wasser zu beiden Seiten einer durchsichtigen Glaswand.“ Die Erfahrung einer solchen Auflösung der Grenzen zwischen System und Umwelt ist einerseits als vorübergehender Zustand „ganz Sinn“ (MoE 239), andererseits aber auch als Auflösung der konstitutiven Grenze des Ich bedrohlich.

Moosbrugger, der selbst durch die Maschen der begrifflichen Kategorien rutscht und mindestens in diesem Sinne für die beteiligten Wissenschaften ein Monstrum ist, verheddert sich – und das ist die Grundlage seiner Taten – in der Monstrosität einer Sprache, deren Signifikanten einen unendlichen, aber nicht feststellbaren Zusammenhang ergeben, die keine klaren Unterscheidungen erlaubt – und auch nicht die Unterscheidung zwischen Wörtlichkeit und Metaphorik. So hat der Serienkiller Moosbrugger exakt die Sprachprobleme, die die Menschen allgemein mit dem Monster haben, weshalb man sagen kann, dass wenn die Menschheit träumen könnte, Moosbrugger herauskommen würde. Exemplifiziert werden diese Sprach- und Klassifizierungsprobleme an Hand des psychiatrischen Versuchs, Moosbruggers Unterscheidungsfähigkeit experimentell mit der zoologischen Bezeichnung für Eichhörnchen zu prüfen. Anstatt das Eichhörnchen, das die Psychiater ihm im Bild zeigen, genau zu bezeichnen, führt das Wort „Eichkatzl“, das Moosbrugger kennt, als Metapher auf eine andere Metapher, die, wie Moosbrugger weiß, hessische Bezeichnung „Baumfuchs“:

Und da taten die Psychiater wunder wie neugierig, wenn sie Moosbrugger das gemalte Bild eines Eichhörnchens zeigten, und er darauf antwortete: „Das ist halt ein Fuchs oder vielleicht ist es auch ein Hase; es kann auch eine Katze sein oder so.“ (MoE 240)<sup>84</sup>

Das Eichhörnchen ist selbst ein Monstrum, weil eine sprachliche Hybridbildung, in die im verwirrenden Netz der Bezeichnungen dann auch das Raubtier und das Fressen hineinspielen:

Und wenn ein Eichkatzl keine Katze ist und kein Fuchs und statt eines Horns Zähne hat wie der Hase, den der Fuchs frißt, so braucht man die Sache nicht zu genau zu nehmen, aber sie ist in irgend einer Weise aus all

---

<sup>84</sup> Dieses Beispiel hat Musil, wie vieles andere Moosbrugger Betreffende auch, übernommen aus Eugen Bleuler: Lehrbuch der Psychiatrie. Berlin 1916, S. 334. Vgl. hierzu Erhard von Büren: Zur Bedeutung der Psychologie im Werk Robert Musils. Freiburg 1970, S. 121, sowie Lönker: Der Fall Moosbrugger (Anm. 82) S. 282ff.

dem zusammengenäht und läuft über die Bäume. Nach Moosbruggers Erfahrung und Überzeugung konnte man kein Ding für sich herausgreifen, weil eins am anderen hing. (MoE 240)

Diese Verwirrung, die dadurch entsteht, dass die sprachlichen Nähte mitunter die Spannung der unendlichen Zusammenhänge der Dinge untereinander (wie im Traum und im sprachlosen Drängen der Dinge) nicht aushalten, wird mitunter bedrohlich:

Und es war in seinem Leben schon vorgekommen, daß er zu einem Mädchen sagte: „Ihr lieber Rosenmund!“, aber plötzlich ließ das Wort in seinen Nähten nach, und es entstand etwas sehr Peinliches: das Gesicht wurde grau, ähnlich der Erde, über der Nebel liegt, und auf einem langen Stamm stand eine Rose hervor; dann war die Versuchung, ein Messer zu nehmen und sie abzuschneiden oder ihr einen Schlag zu versetzen, damit sie sich wieder ins Gesicht zurückziehe, ungeheuer groß. Gewiß, Moosbrugger nahm nicht immer gleich das Messer; er tat das nur, wenn er nicht mehr anders fertig wurde. Gewöhnlich wendete er eben seine ganze Riesenkraft an, um die Welt zusammenzuhalten. (MoE 240f.)

Dass die Worte in den „Nähten“ nachlassen können und aus den Grenzen, die sie ziehen, plötzlich ausbrechen, führt Moosbrugger dann auch zur Versuchung, sein Messer zu nehmen, um der Verwirrung Herr zu werden und die drohende Grenzauflösung der Dinge und in der Folge des Ich zu verhindern. Und wenn er dann zusticht, kommt es ihm vor, „als ob er plötzlich fließend etwas in einer fremden Sprache gesprochen hätte, das ihn sehr glücklich gemacht hatte, das er aber nicht mehr wiederholen konnte.“ (MoE 242) Die Dinge sprachlich in ihren Nähten zusammenhalten und die Akte der Gewalt mit dem Messer stehen so in einem engen Zusammenhang.

Auf diese Weise wird auch der letzte seiner Morde erzählt, nicht als Triebdurchbruch, als Lustmord, sondern eher schon als Effekt eines „Ichbautriebes“ (MoE 252)<sup>85</sup>, auf den später Ulrich reflektiert, als Versuch nämlich, die gänzliche Auflösung zwischen Innen und Außen zu verhindern, mit dem Messer das andrängende Außen abzuschneiden. Als die Prostituierte, die ihn gemäß Moosbruggers Erleben wie ein Monster verfolgt, sich nicht abschütteln lässt, verwirrt sich für Moosbrugger Innen und Außen, Ich und Verfolger:

Und als er kaum ein paar Schritte in die dunkle Straße getan hatte, fühlte er das Mädchen an seiner Seite. Sie war jetzt nicht mehr demütig, sondern frech und sicher; sie bat auch nicht mehr, sondern schwieg nur. Da erkannte er, daß er niemals von ihr loskommen werde, weil er es selbst war, der sie hinter sich herzog.

<sup>85</sup> Im Zusammenhang mit dem Nachdenken der Psychiatrie über Verbrecher sagt Ulrich: „Man lernt das Wechselspiel zwischen Innen und Außen erkennen, und gerade durch das Verständnis für das Unpersönliche am Menschen ist man dem Persönlichen auf die Spur gekommen, auf gewisse einfache Grundverhaltensweisen, einen Ichbautrieb, der wie der Nestbautrieb der Vögel aus vieler Art Stoff ein Ich aufrichtet.“ (MoE 252)

Später unternimmt er „mit einer geradezu überirdischen Anstrengung seiner Moral“ einen letzten Versuch, sich ihr zu entziehen:

In dem engen Kassenhäuschen legte er sich nieder und drängte den Kopf in die Ecke, wo es am dunkelsten war; das weiche verfluchte zweite Ich legte sich neben ihn. Er tat deshalb so, als ob er gleich einschlief, um später davonschleichen zu können. Aber als er leise, mit den Füßen voran, hinaus kroch, war es wieder da und schlang die Arme um seinen Hals. Da fühlte er etwas Hartes in ihrer oder seiner Tasche; er zerrte es hervor. Er wußte nicht recht, war es eine Schere oder ein Messer; er stach damit zu. Sie hatte behauptet, es sei nur eine Schere, aber es war ein Messer: Sie fiel mit dem Kopf in das Häuschen; er schleppte sie ein Stückchen heraus, auf die weiche Erde, und stach so lange auf sie ein, bis er sie ganz von sich losgetrennt hatte. (MoE 74)

Die Gewalt des monströsen Verbrechers resultiert auch hier aus der Schnittstelle zwischen Innen und Außen. Das sexuelle Moment dieses Mordes ist ganz in die erzählte Verwirrung darüber zurückgenommen, was Innen und was Außen ist, ob das Harte in ihrer oder seiner Tasche ist und ob es eine Schere oder ein Messer ist und mündet nach dieser verwirrenden Vereinigung ins Töten als Arbeit des Lostrennens.

Musil führt die Verwirrung und die Durchlässigkeit zwischen Innen und Außen und die aus ihr entspringende Gewalt nicht auf eine Sonderanthropologie des Verbrechers zurück, sondern auf den „Zusammenhang von Sprache und Wirklichkeitsordnung“<sup>86</sup>. Moosbruggers Wahn macht deutlich, dass die sprachlichen Grenzziehungen dehnbare und rissige Nähte über den Dingen bilden, und dass der Mensch Sprache braucht, um die Unterscheidung zwischen Innen und Außen überhaupt aufrechtzuerhalten. Anstatt im Verbrecher ein Monster zu zeigen, das *per definitionem* keine Sprach- und Bezeichnungsprobleme hat, weil es gänzlich aus einem nicht-menschlichen, nämlich leeren Innen besteht, das auf sein Außen bezogen ist, zeigt Musil umgekehrt, wie das monströse Verbrechen im Kern auf das spezifische menschlich-sprachliche In-der-Welt-Sein bezogen ist. Allerdings erscheint die Sprache dann nicht mehr einfach als Instrument menschlicher Freiheit und Unterscheidungsfähigkeit, sondern selbst als Element eines gleichsam organischen Reflexes eines (natürlichen und daher immer auch monströsen) Organismus, im Bestreben Innen und Außen zur Fortsetzung der eigenen Autopoiesis aufrechtzuerhalten. Das aber gibt Auskunft auch über die Monster des Menschen.

Menschen haben Monster, weil sie sich auf ihre Außenwelt mit kontingenten sprachlichen Vermittlungen beziehen und hierbei aufgrund ihrer Offenheit zur Welt in Probleme der Grenzziehung geraten. Menschen imaginieren daher – gleichsam als Gegenwesen jenseits solcher Schwierigkeiten – Monster als tierische und/oder maschinelle Organismen sprachloser System-Umwelt- bzw. Innen-Außenvermittlung. In ihnen können sie sich einerseits spiegeln und anderer-

<sup>86</sup> Lönker: Der Fall Moosbrugger (Anm. 82) S. 288.

seits das spezifisch Menschliche vom Monster unterscheiden, sie können sich so vom Monster und vom Tier und von der Maschine *als Mensch* abschneiden und lostrennen. So funktioniert die „anthropologische Maschine“<sup>87</sup>. Monster sind gemäß diesen Imaginationen Wesen, die keine Monster brauchen, die – als Gegenbild des Menschen – funktionieren wie die Venusfliegenfalle mit einem ganz auf das Außen bezogenen leeren Innen, ohne alle Unterscheidungs- und Bezeichnungsprobleme. Dass aber auch die Sprache selbst mit dieser ihrer Unterscheidungsleistung lediglich ein leeres Innen öffnet, das auf ein Außen und die Aufrechterhaltung der Unterscheidung zwischen beiden bezogen ist, zeigt Musils Nicht-Monster-Monster Moosbrugger. Hier funktioniert die Sprache nicht wie das menschliche Zeigen, das die menschliche Hand vom Greifarm des Affen unterscheidet,<sup>88</sup> sondern hier zeigt sich die Sprache als gleichsam organische Funktion, etwa wie die „mörderischen Borsten“<sup>89</sup> der leeren Venusfliegenfalle, die das Außen abtasten und ‚entscheiden‘, was inkorporiert wird und was nicht. Die innere Leere des Monsters ist zugleich die Leere des Menschen. So trifft der Mensch „als leeres (deutungsloses, wie Hölderlin sagt) Zeichen auf die Monstrosität des eigenen Abgrunds. Er trifft auf sich als Signifikanten einer irreduziblen Leere. Er ist das Subjekt dieser Leere.“<sup>90</sup> Der Horror, der das Monster gebiert, ist der *horror vacui*.

---

<sup>87</sup> Vgl. Agamben: Das Offene (Anm. 79) S. 42–48.

<sup>88</sup> Vgl. Derrida: Heideggers Hand (Anm. 2) S. 57 und S. 59. Vgl. hierzu auch Marcus Steinweg: Bataille Maschine. Berlin 2003, S. 95: „Derrida hat gezeigt, dass das Zeigen (monstration) und Aufzeigen (démonstration) bei Heidegger einer gewissen Onto-Zoologie der Hand eingeschrieben ist, jener im Singular monumentalisierten Hand, die er mit großer Sorgfalt von den Greiforganen etwa des Affen trennt: ‚Die Hand, das wäre die (De)Monstrierbarkeit (monstruosité), das Eigene des Menschen als Sein des Zeigens (monstration).‘ Die Hand, das Zeichen, die Monstrosität hätte die Funktion einer Ausschließung der Tiere oder des Tieres aus dem Wesensbezirk des Menschen. Sie hätte die Aufgabe, den Menschen in die Exklusivität einer ihm vorbehaltenen Abgründigkeit einzuschließen, die seinen ontologischen Abstand zum bloßen Lebewesen garantiert.“

<sup>89</sup> Lombroso: Der Verbrecher (Anm. 57) S. 3.

<sup>90</sup> Steinweg: Bataille Maschine (Anm. 88) S. 96.